

RUNES

CHRONICLES
OF THE
BEYOND
1

&
WINGS

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

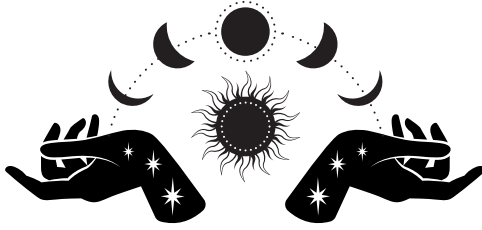
© 2025 Sanvi González
1. Auflage

author_sanvi_gonzalez - Sandra Villa González
c/o Online-Impressum.de #37468 · Europaring 90 · 53757 Sankt Augustin

Lektorat: Syntax & Soul – Kerstin Urban, Nadja Krakow
Cover: Jaqueline Kropmanns
Satz und Layout: Nadja Krakow

*Verwendete Grafiken von:
Alamy, DepositPhotos, Shutterstock*

ISBN: 978-3-98760-050-0



PROLOG

Salem 22.09.1692

Das Knarren der Luke über ihr riss sie aus einer tröstlichen Erinnerung, in der sie gerade noch lachend mit Matthew und den Kindern am Fluss um die Wette gelaufen war. Doch die Realität war grausamer, als sie sich je hätte vorstellen können.

Mit zusammengekniffenen Augen versuchte sie nach tagelanger Dunkelheit, etwas zu erkennen, aber sie konnte sich nicht schnell genug an die plötzliche Helligkeit, die durch die Luke hineinströmte, gewöhnen.

»Beweg dich, Hexe!«, vernahm sie eine bedrohliche männliche Stimme. Angsterfüllt zuckte sie zusammen und lauschte den sich nähernden Schritten. Schlagartig spürte sie einen dumpfen Schmerz in der Magengrube. Der Tritt nahm ihr den Atem, und ein Geschmack nach Erbrochenem breitete sich in ihrem Mund aus. Am Boden liegend keuchte und würgte sie, versuchte schmerzerfüllt, sich zusammenzurollen, doch die Handfesseln hinter ihrem Rücken machten es ihr unmöglich.

Lachend schlug ihr der Mann ins Gesicht. Ihrer Kehle entfuhr ein erstickter Aufschrei. »Heute triffst du deinen Schöpfer, Hexe!« Seine Verachtung war nicht nur zu hören, sondern auch zu spü-

ren. Reflexartig fing sie mit der Zunge die metallisch schmeckende Flüssigkeit auf, die aus ihrer pochenden Unterlippe rann.

Es folgte ein Schlag auf ihre Schläfe. Obwohl der Schmerz stärker war, war er deutlich kürzer. Alles um sie herum wurde erneut in Dunkelheit getaucht, bis sie nichts mehr spürte.



Plötzlich zerrte jemand an ihrem Haar und zwang sie so, aufzustehen. »Mach schon, Satansweib! Steh auf, beweg dich!«

Sie gab einen wimmernden Laut von sich, jede Faser ihres Körpers tat nach tagelangem Hunger und Durst in der viel zu kleinen Grube unbeschreiblich weh. Wie lange war sie ohnmächtig gewesen? Sekunden? Minuten? Oder sogar Stunden? Jegliches Zeitgefühl hatte sie längst verloren.

Als ihre Augen sich an die Helligkeit gewöhnt hatten, nahm sie eine schattenhafte Gestalt wahr. Doch ehe sie Genaueres erkennen konnte, wurde ihr etwas über den Kopf gezogen, das ihre Sicht verdeckte – eine übel riechende Kapuze oder ein Sack, sie vermochte es nicht genau zu sagen. Der penetrante Geruch überdeckte jedoch nicht ihren eigenen Gestank nach Schweiß, Urin und Erbrochenem.

Gewaltsam wurde sie aufwärts gezerrt und stolperte bei dem Versuch, einige Stufen zu erklimmen. Obwohl sie ausrutschte, wurde sie unerbittlich weitergezogen. Das aufgeschürfte Schienbein nahm sie neben den übrigen Verletzungen kaum wahr.

Schließlich spürte sie festen Boden unter ihren nackten Füßen und einen Windhauch, der ihre Kleidung sanft umwehte.

Kaum, dass sie ins Freie trat, wurden die Stimmen um sie herum lauter. So viele Stimmen!

Vorsichtig setzte sie einen Schritt vor den anderen, um dem Zerren an ihr zu gehorchen. Widerstand war ohnehin zwecklos

und hatte nur Schmerz und Folter zur Folge, so viel hatte sie bereits gelernt. Widerstand würde sie nicht erlösen, nicht, wenn sie ihre Familie retten wollte. Sie hatte längst verloren.

Vereinzelt hörte sie: »Hängt Sie!«, »Hexe!«, »Satansbraut!«, »Hure!« Sie bemühte sich darum, die Feindseligkeit der Anwesenden auszublenden und an Maggie und Elliot zu denken. Daran, sie zu schützen und ihr Geheimnis zu wahren. Um ihretwillen und auch um Matthews Willen.

Als sie plötzlich von einem harten Gegenstand an der Schläfe getroffen wurde, schrie sie laut auf. Dann trafen sie weitere an der Schulter, dem Oberschenkel und dem Ohr. Benebelt stolperte sie und verlor beinahe das Gleichgewicht, während sich gleichzeitig kleine Steine erbarmungslos in ihre Fußsohlen gruben.

»Nur noch ein bisschen«, trieb sie sich in Gedanken selbst an, »bald ist es geschafft, und sie sind in Sicherheit.«

Als noch mehr Steine sie mit voller Wucht an verschiedenen Stellen ihres geschundenen Körpers trafen, fiel sie auf ihre wunden Knie. Die Lautstärke der Beschimpfungen nahm zu, die Anwesenden schaukelten sich gegenseitig hoch. Das Objekt ihres Hasses war zweifellos *sie*.

»Dreifache Göttin, bitte schenk mir Kraft. Nur noch ein letztes Mal«, flehte sie im Stillen, während sie sich aufrichten und weiterschleifen ließ. Orientierungslos taumelte sie vorwärts und betete um baldige Erlösung.

Ihr Schienbein traf erneut auf ein hartes Hindernis und sie ächzte schmerzerfüllt, ehe sie das Gleichgewicht verlor. Schonungslos wurde sie hochgezerrt und zum Weitergehen gezwungen. Bei dem Hindernis handelte es sich offenbar um eine Treppe, die sie ungeschickt Stufe um Stufe hinaufstolperte. Ein Tritt ins Leere verriet ihr, dass sie am Ziel angekommen war.

Trotz der Lautstärke um sie herum vernahm sie ein erleichter-tes Lachen – ihr eigenes.

»Katherine Anne Bishop, Sie wurden der Hexerei für schuldig befunden und zum Tode durch den Strang verurteilt!«, ertönte eine tiefe männliche Stimme. Das Publikum jubelte, als fremde Hände ihr eine kratzige Schlinge um den Hals legten. Vereinzelt erklangen ekstatische Ausrufe und Affirmationen. »Am 23. August 1692 haben Sie gemäß Zeugenaussagen ...« Mehr Aufmerksamkeit schenkte sie dem Urteilsspruch nicht.

Sie wusste bereits, dass sie sterben würde, und trauerte um die Zeit, die sie mit Matthew und den Kindern noch hätte haben können, wenn alles anders gelaufen wäre. Zeit, die ihnen nun nicht mehr vergönnt war. Matthew und sein süßes Grübchen, wenn er lachte, seine strahlenden blauen Augen, während er die kleine Maggie herumwirbelte, und seine Locken mit denen seiner Tochter um die Wette tanzten! Maggie, die mit so viel Hingabe lachen konnte, bis sie Schluckauf bekam. Wie dankbar sie dafür war, dass sie dem süßen Mädchen die letzten Jahre eine Mutter hatte sein dürfen, nachdem dieser kleine Schatz viel zu früh ohne hatte auskommen müssen. Wie gern wollte sie ihren kleinen, mutigen Elliot aufwachsen sehen, mit ihm durch den Regen laufen und in Pfützen springen. Aber das Schicksal hatte andere Pläne für ihre Familie.

»Letzte Worte?«, fragte der Mann, ehe die Schlinge um ihren Hals fester gezogen wurde. Urplötzlich schien es totenstill zu sein, so als würden die Anwesenden auf ihre Antwort warten.

»Adsum«, konnte sie eine bekannte Stimme vernehmen.

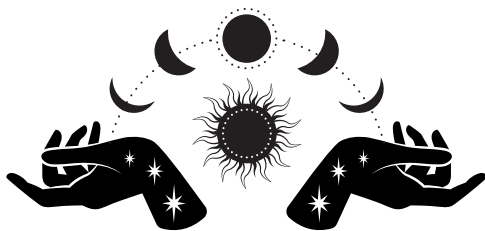
Ihr Herzschlag setzte für einen Moment aus.

Matthew war da! Nur wenige Meter von ihr entfernt. Wann immer es schwierig gewesen war, hatten sie sich gegenseitig damit Trost gespendet: *Adsum! Ich bin hier! Du bist nicht allein, zusammen schaffen wir alles.*

Mehr brauchte es nicht.

Sie war bereit.

»Adsum!«, rief sie ihr letztes Wort.
Ein dumpfes Geräusch war zu hören, kurz bevor sie den festen
Boden unter ihren Füßen verlor.
Panisch trat sie um sich.
Ihre Kehle wurde zerquetscht.
Sie bekam keine Luft mehr.
Instinktiv versuchte sie ihre hinter dem Rücken gefesselten
Hände zum Hals zu führen.
Sich zu befreien – ein hoffnungsloses Unterfangen.
Resigniert ergab sie sich ihrem Schicksal.
Alles wurde dunkel.
Es war vorbei.



KAPITEL I

New Orleans, 01.03.2022

Schweißgebadet fuhr Leilani im Bett hoch und führte erschrocken ihre Hände zum Hals. Keuchend schnappte sie nach Luft. Obwohl dieser Albtraum ihr seit Monaten unruhige Nächte bescherte, war heute eindeutig etwas anders.

Neben der üblichen Angst und dem nagenden Gefühl des Verlustes war da auch noch Schmerz. Echter physischer Schmerz, so, als sei sie selbst diejenige gewesen, die geschlagen und getreten worden war, und nicht die Frau aus ihrem Traum. Ihre Kehle fühlte sich eingengt an, als sie diese reflexartig abtastete, um sich zu vergewissern, dass kein Strick darum lag. Sogar ihre Haut fühlte sich unter ihren Fingerspitzen für den Bruchteil einer Sekunde wund an.

Aufgewühlt atmete sie tief durch und ließ sich wieder in die Kissen sinken, während sie die vertrauten Risse im Putz ihrer Zimmerdecke betrachtete. Wie oft hatte sie diesen Traum bereits geträumt? Sicher schon ein Dutzend Mal. Fühlte er sich deshalb so real an, dass er sich nun auch noch physisch derart auswirkte?

Obwohl es keine rationale Erklärung dafür gab, erschienen ihr die blonden Springlocken des Mädchens und die dunklen

Kulleraugen des Jungen stets genauso vertraut wie der Name des vermeintlichen Vaters aus ihrem Traum: Matthew. Als würde sie ihn kennen, diesen Mann mit dem herzlichen Lachen und einem Grübchen, so tief, dass man eine Fliege darin ertränken könnte. Dieses Gefühl einer Familie – Objektiv betrachtet war es total verrückt, dass dieser Traum sie noch Tage später erschauern ließ.

Leilani schüttelte sich in der Hoffnung, nicht nur den Traum, sondern auch das damit einhergehende Gefühl des Verlustes loszuwerden. Davon hatte sie, weiß Gott, schon genug in ihrem Leben erlitten.

In Gedanken zählte sie auf Spanisch bis zehn. Diese Beruhigungsmethode hatte ihr Mitbewohner Tyler ihr empfohlen, dessen Mutter Psychologin war. Dementsprechend hatte er nicht nur einiges aufgeschnappt, sondern strebte auch den gleichen Berufszweig an. In den letzten Monaten hatte Leilani diese Methode etliche Male notgedrungen angewandt und für effektiv befunden. Sie bewusst auf ihre Atemzüge und das Zählen in einer Fremdsprache zu konzentrieren, half ihr auch jetzt. Ihre Atmung normalisierte sich, und ihr Brustkorb bewegte sich erneut in dem gewohnt langsamen Rhythmus auf und ab. Auch ihre angespannten Muskeln lockerten sich wieder und der Schmerz und die Angst verebbten allmählich.

Leilani blieb noch einige Minuten ruhig liegen, ehe sie die Decke zurückschlug und sich auf die Bettkante setzte. Sie schlüpfte in ihre Pantoffeln und streckte gähnend die Arme über den Kopf aus.

Der Wecker auf ihrem Nachttisch verriet ihr, dass es erst 06:40 Uhr war. Auch wenn sie noch reichlich Zeit hatte, sich auf die bevorstehende Festivität vorzubereiten, war nach diesem Traum an Schlaf nicht mehr zu denken. Sie war ohnehin viel zu aufgereggt, denn es war Mardi Gras.

Der ›Fette Dienstag‹, der das Ende der Karnevalszeit bedeutete, bevor am darauffolgenden Tag mit dem Aschermittwoch die Fastenzeit beginnen würde. Es sollte ihr erstes Mardi Gras werden, oder vielmehr das erste, an das sie sich erinnern würde, da sie im Kleinkindalter weggezogen war und seitdem nicht mehr an den Festlichkeiten teilgenommen hatte. Doch sie war zurück und bereit, neue Erinnerungen zu schaffen. Es sei denn, ihr Kommilitone Parker würde sie alle schon wieder dazu überreden, zu tief ins Glas zu schauen. Partys mit Parker waren nämlich nicht nur legendär, sondern auch ein Garant für Kopfschmerzen und Übelkeit am Folgetag.

Seit dem Auftakt der Karnevalsfeierlichkeiten vor einigen Wochen herrschte nicht nur im French Quarter, wo sich das völlig überteuerte Appartement befand, das sich Leilani mit Tyler und Rebecca teilte, eine sich stetig steigende Aufregung. Ganz New Orleans schien seitdem kopfzustehen und füllte sich von Tag zu Tag mit immer mehr Touristen.

Besonders in der letzten Woche war es hier noch bunter als sonst geworden. Die Straßen waren in den für Mardi Gras typischen Farben Grün, Gold und Violett geschmückt worden, Fahnen und Perlenketten hingen von den schmiedeeisernen Balkongeländern, und auch die Schaufenster der Geschäfte waren entsprechend festlich dekoriert. Kleine Verkaufsstände am Straßenrand boten neben Getränken auch kreolische Speisen, Cajun Spezialitäten, Beignets oder Königskuchen an, weshalb eine Mischung aus exotischen Kräutern und süßen Düften in der Luft lag.

Leilani hatte sich bereits vergangenes Wochenende zusammen mit ihrer Mitbewohnerin Rebecca einige Paraden angeschaut und war begeistert gewesen. Begleitet von Blaskapellen waren bunt geschmückte Festwagen durch das French Quarter gefahren. Die Menschen auf den Straßen hatten gesungen und sich im Rhythmus der Musik bewegt. Die kostümierten Leute auf

den Festwagen hatten getanzt und ausgelassen gefeiert, während sie Süßigkeiten und bunte Perlenketten ins Publikum geworfen hatten. Leilani war es sogar gelungen, eine grüne Kette zu fangen, die sie sofort triumphierend ihrer Mitbewohnerin gezeigt hatte.

»Grün steht für Glaube und Vertrauen«, hatte Rebecca ihr erklärt, »Violett für Gerechtigkeit und Gold für Macht.«

»Glaube und Vertrauen, sagst du? Perfekt, genau, was ich brauche«, hatte Leilani gespielt dramatisch verkündet, sich die Kette um den Hals gehängt und Rebecca lachend umarmt.

Diese hatte ihr einen Kuss auf die Wange gedrückt. »Ich hab dich lieb, Lani, egal was passiert. Vergiss das bitte nie.«

»Dito.« Leilani lächelte bei dem Gedanken an ihre inzwischen beste Freundin, die sie einige Tage nach ihrer Ankunft in New Orleans kennengelernt hatte.

Beide hatten zeitgleich die Hände nach einer Wohnungsannonce am schwarzen Brett der Uni ausgestreckt, um einen kleinen Streifen mit einer Telefonnummer abzureißen. Nach einem bösen Anstarrwettbewerb hatten sie lauthals lachen müssen und beschlossen, sich die beworbene WG gemeinsam anzuschauen. Da Tyler zufällig zwei Zimmer zu vergeben hatte, bekamen sowohl Leilani als auch Rebecca den Zuschlag. Seitdem waren sich die drei sehr nahegekommen, und Leilani hatte seit langem wieder das Gefühl, so etwas wie eine Familie zu haben.

Rebecca war ebenfalls in New Orleans geboren, hatte aber, anders als Leilani, ihr ganzes Leben hier verbracht. Natürlich hätte sie während ihres Studiums weiterhin in ihrem Elternhaus wohnen können, aber ausziehen sollte für Rebecca endlich ein kleiner Schritt in Richtung Freiheit und ein klares Signal an ihre Familie sein – ihre verrückte Familie, wie sie ständig betonte. Leilani fand Rebeccas Verwandtschaft jedoch alles andere als verrückt, höchstens ein wenig exzentrisch. Sie begleitete ihre

Freundin immer gern, wenn diese im Familiengeschäft aushelfen musste oder wieder eine Feier anstand. Diese Menschen gaben Leilani nämlich stets das Gefühl, zu ihnen zu gehören.

Rebeccas Oma Tiana und ihre Mom Désirée führten einen entzückenden kleinen Laden namens ›Dupré's Magic Corner‹, der sich im French Quarter befand. Dort boten sie ein breit gefächertes Sortiment an, das von Kräutern und Zaubерtränken über Amulette, Bücher und Tarotkarten bis hin zu Hühnerfüßen und Voodoo-Puppen reichte.

»Nutzloses Zeug«, hatte Désirée Leilani kürzlich anvertraut, als sie zum Jahreswechsel bei der Inventur geholfen hatte. »Wir verkaufen keine echten Zauber, sondern vielmehr das Gefühl, sein Schicksal selbst bestimmen zu können.«

»Komm schon, Bex«, bettelte Tyler, wann immer es um esoterische Themen ging, »bitte lass uns unsere Familien nächstes Thanksgiving zusammenbringen. Das wäre ein riesiger Spaß!«

Leilani musste zugeben, dass es sicher eine interessante Erfahrung werden könnte. Denn im Gegensatz zu Rebeccas unkonventioneller Familie waren Tylers Eltern echte Akademiker. Seine Mutter hatte eine eigene Praxis für Kinder- und Jugendpsychologie mitten in Manhattan, während sein Vater Anwalt für Strafrecht in einer renommierten Kanzlei im Bankenviertel war. Waschechte New Yorker eben!

Wieso Tyler sich gerade bei der University of New Orleans beworben hatte, war Leilani zunächst ein Rätsel gewesen. Seine schulischen Leistungen sprachen definitiv für eine Eliteuni. Mit Hilfe seiner erfolgreichen Eltern, die viele nützliche Kontakte hatten, hätte Tyler zweifellos die freie Wahl gehabt. Dennoch hatte er sich bewusst für New Orleans entschieden.

»Die Partys hier sind einfach besser«, witzelte er, wann immer das zur Sprache kam. »Außerdem sind die Mädels hier viel hübscher.« Eines Abends, nachdem sie ein paar Drinks zu viel intus

hatten, hatte er Rebecca und ihr jedoch gestanden, dass er sich bewusst für New Orleans entschieden hatte, weil er es ohne die Hilfe seiner Eltern schaffen wollte. Deshalb hatte er eine Uni ausgewählt, deren Dekan nicht sonntags morgens mit seinem Vater Golf spielte, ein ehemaliger Kommilitone seiner Eltern oder dessen Kind Patient seiner Mutter war. Dank seines Stipendiums konnte er sogar auf das Geld seiner Eltern verzichten.

Trotz der unterschiedlichen Hintergründe standen Rebecca, Tyler und sie sich inzwischen sehr nah, eine Tatsache, für die Leilani tagtäglich dankbar war. Das Zusammenleben mit fremden Leuten hatte sie sich ausgiebig ausgemalt und befürchtet, dass sie an Cheerleader-Barbies geraten würde, die sich für nichts wirklich Bedeutungsvolles begeisterten und nur an Mode, Tratsch und Jungs dachten. Oder an verwöhnte Muttersöhnchen, die erwarteten, dass ihnen die Damenwelt auf dem College ebenso zu Füßen lag wie ihre Mamas daheim. Aber Rebecca und Tyler waren ganz anders und wirklich ein absoluter Glücksgriff.

Als sie vor knapp über einem halben Jahr zusammengezogen waren, hatten sie sich auf Anhieb gut verstanden. Dank vieler gemeinsamer Interessen hatten sie schon die ein oder andere Nacht mit angeregten Diskussionen über Bücher und Filme oder mit Gesprächen über persönliche Familiendramen und vergangenen Liebeskummer durchgemacht. Sie hatten schon viel zusammen gelacht und auch geweint. Es hatte sogar Nächte gegeben, an denen sie, sich abwechselnd übergebend, gemeinsam über der Toilettenschüssel gehangen hatten – als Folge von verdorbenem Take-out-Essen. In der kurzen Zeit waren sie sehr eng zusammengewachsen.

Dass sie heute mit solch liebgewonnenen Freunden Mardi Gras feiern würde, wäre für Leilani noch vor einem Jahr undenkbar gewesen. Nach der Beerdigung ihrer Adoptiveltern hatte sie sich komplett von ihrem Freundeskreis abgekapselt, ihr Elternhaus

nur noch für die Schule und nötigsten Besorgungen verlassen. Leilani hatte einfach nur für sich allein sein, ihren Eltern allein gedenken und sie allein vermissen wollen. Sie hatte sich einsam und hoffnungslos gefühlt und sich sogar von ihrem Freund Steve getrennt, der einfach nicht so tiefgründig war, wie sie gedacht hatte.

Auch das hübsche alte Backsteinhaus in Boston, das seit ihrem fünften Lebensjahr ihr Zuhause gewesen war, hatte sich trotz der vielen schönen Erinnerungen plötzlich fremd angefühlt. Anfangs hatte sie es auf den schier unerträglichen Verlust der beiden wichtigsten Menschen in ihrem Leben geschoben. Doch auch Monate später hatte sie das Gefühl nicht abschütteln können, genauso wenig wie die Rastlosigkeit.

Bis zu dem Tag, an dem sie auf dem Flur ihrer Highschool mit einem jungen Mann zusammengestoßen war, der einen bleibenden Eindruck hinterlassen hatte. Leilani nahm an, dass er Teilnehmer eines Events im Zuge der ›Career Week‹ für die Highschool-Seniors gewesen war.

In Gedanken versunken war sie mit ihm zusammengestoßen und hatte ungeschickt ihre Unterlagen auf dem Boden verteilt. Peinlich berührt hatte sie sich entschuldigt. Doch er hatte ihr versichert, es sei sein Fehler gewesen und ihr beim Einsammeln geholfen. Leilani hatte ihm gerade danken wollen, aber beim Anblick seiner strahlend türkisfarbenen Augen, die einen schönen Kontrast zu seiner karamellbraunen Haut und den süßen Sommersprossen auf seiner Nase gebildet hatten, war sie für einen kurzen Augenblick überwältigt gewesen.

Als er ihr den Stapel Zettel gereicht und seine Finger dabei leicht ihre Hand gestreift hatten, war Leilani nicht in der Lage gewesen, auch nur ein einziges Wort herauszubringen. Ganz ohne Vorwarnung hatte seine Berührung kleine Hitzewellen durch ihren Körper gejagt.

Ihm musste das wohl aufgefallen sein, denn er hatte sie schelmisch angegrinst. »Hier. Vielleicht kommt das ja für dich infrage. Es würde mich sehr freuen, dich dort zu sehen.«

Verlegen hatte sie hinuntergeschaut, das Bündel Papiere dankend entgegengenommen und plötzlich einen Flyer mit zwei bekannten Gesichtern darauf bemerkt. Eine Einladung zu einem Vortrag an der University of New Orleans, bei dem es um die Arbeiten eines renommierten Bostoner Anthropologen-Ehepaars gegangen war, das an der Aufklärung vieler ungelöster Skelettfunde nach Hurrikan Katrina im Jahre 2005 beteiligt gewesen war. Ihre Verlegenheit war schlagartig wie weggeblasen gewesen, und ihr Herz hatte angefangen, wie verrückt zu schlagen.

»Oh mein Gott, das sind meine ...«, hatte sie begonnen, aber als sie wieder aufgeblickt hatte, war der junge Mann auch schon verschwunden gewesen. Leilani hatte hastig ihre Sachen in ihrem Rucksack verstaut und war suchend den Flur entlanggelaufen, doch von dem jungen Mann keine Spur.

Und heute, ein Jahr später, war sie an genau jenem Ort und studierte an eben jener Universität genau den Studiengang, für den ihre Adoptiveltern so bekannt gewesen waren. Sie fühlte sich ihnen hier näher und hatte das Gefühl, deren Zustimmung zu haben.

An ihrem ersten Tag auf dem Campus hatte Leilani nach dem jungen Mann Ausschau gehalten, aber ihn leider nicht gefunden. Wahrscheinlich hatte er sein Studium schon beendet und war längst fort. Dennoch hatte sie einmal bei einem Picknick mit ihren Freunden im City Park gedacht, ihn aus den Augenwinkeln gesehen zu haben. Ein weiteres Mal hatte sie geglaubt, ihn bei einer Demonstration auf dem Jackson Square erkannt zu haben, doch bei genauerem Hinsehen hatte es sich auch hier um jemand anderen gehandelt.

Offensichtlich spielte einem das Unterbewusstsein manchmal verrückte Streiche. Vermutlich lag das an ihrem Wunsch, ihn wiederzusehen. Seine außergewöhnlichen Augen und sinnlichen

Lippen hatten sich oft in ihre Gedanken geschlichen. Ihre Begegnung hatte tief in ihr eine Sehnsucht ausgelöst, die sie noch nie zuvor gespürt hatte und erst recht nicht erklären konnte. Vielleicht lag es einfach daran, dass sie ihm dankbar dafür war, weil dieser unverhoffte Zusammenstoß sie nach New Orleans und somit auch Rebecca und Tyler in ihr Leben gebracht hatte – ihre neue Familie. Ja, so musste es sein, auch wenn allein der Gedanke an ihn ein Prickeln in ihren Unterleib jagte.

Gähmend schlurfte sie in Richtung Küche. Da sie dank des Albtraums schon so früh auf war, konnte sie auch gleich die Zeit nutzen und ein leckeres Frühstück für ihre beiden Lieblingschaoten vorbereiten. Das würde sie sicherlich sowohl von ihrem Albtraum als auch von den verheißungsvollen türkisfarbenen Augen ablenken. Zudem würde es Tyler auf jeden Fall den Start in den Tag versüßen. Er war nämlich ein richtiger Morgenmuffel, und erfahrungsgemäß beeinflusste Essen seine Laune positiv – vor allem ihre Pancakes. Sie wären ein perfekter Auftakt, um Tyler in Stimmung für das Fest zu bringen. Leilani war zwar keine besonders gute Köchin, aber was Pancakes betraf, war sie unschlagbar – zumindest fast, denn an die Pancakes ihrer verstorbenen Grandma kam sie leider bis heute nicht ran.

Nach Koffein lechzend schaltete sie die Kaffeemaschine ein, ehe sie Eier und Milch aus dem Kühlschrank und die restlichen Zutaten aus dem Vorratsschrank auf der Küchentheke bereitstellte. Gekonnt verrührte sie die Zutaten in einer Schüssel zu einem glatten Teig. Dann tunkte sie den kleinen Finger hinein und leckte diesen genüsslich ab. »Fehlt nur noch Zimt. Meine Pancakes – meine Regeln«, dachte sie laut, griff nach dem Gewürz und gab zwei Prisen davon in den Teig. Nach einer weiteren Kostprobe deckte sie diesen zufrieden ab.

Ein Blick auf die Küchenuhr bestätigte ihr, dass sie noch genügend Zeit für ihre morgendliche Dusche hatte. Flink holte sie

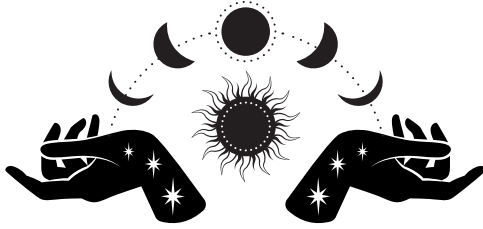
saubere Wäsche aus ihrem Zimmer und trottete anschließend ins Bad.

Eine heiße Dusche war jetzt genau *das*, was sie benötigte, der perfekte Start in den Tag. Doch während ihr die heißen Wasserstrahlen über den Hinterkopf den Rücken hinunterliefen, musste sie unwillkürlich wieder an den Mann aus ihrem Traum denken. Das süße Grübchen, das sie überhaupt nicht kannte und das ihr dennoch so vertraut erschien. Das kleine Mädchen mit den blonden Locken ...

»Uno, Dos, Tres, Cuatro ...«, zählte sie leise. »Keine Zeit für trübsinnige Gedanken, Lani«, sagte sie zu sich selbst. »Heute ist Mardi Gras!«

Es gelang ihr, den Traum auszublenden und sich auf den bevorstehenden Tag mit ihrer Clique zu freuen. Leilani genoss die Gesellschaft ihrer Freunde stets in vollen Zügen. Genoss es, mit ihnen zu lachen und zu feiern. Nach dem Tod ihrer Adoptiveltern hatte sie fast vergessen, wie man Spaß hatte, aber seit Rebecca und Tyler in ihr Leben getreten waren, hatte sie das Gefühl, genau da zu sein, wo sie hingehörte.

Von Dankbarkeit erfüllt, summt sie lächelnd ihr Lieblingslied, nicht ahnend, dass sich ihr ganzes Leben noch in derselben Nacht grundlegend verändern würde.



KAPITEL 2

Die Dusche hatte Leilanis Lebensgeister geweckt. Schnell zog sie sich eine gemütliche Jogginghose und einen Hoodie über, bevor sie den Tisch deckte und nacheinander die Pancakes in der Pfanne buk. Die Küche füllte sich mit einer herrlichen Duftkomposition aus Kaffee, Pancakes und Zimt.

»Mmmh, was rieche ich denn da?«, fragte Tyler, der in seinem blau-rot karierten Pyjama in die Küche kam. »Lani Schatz, der Preis für die Mitbewohnerin des Jahres geht sowas von an dich.« Er umarmte sie, hob sie hoch und wirbelte sie im Kreis herum, bevor er sie freudestrahlend absetzte. »Yeah, Pancakes! Bestes Leben!« Tyler setzte sich an den Tisch. »Kaffee?« Er füllte eine Tasse und schob diese, ohne eine Antwort abzuwarten, in ihre Richtung. Inzwischen kannte er sie gut genug, um zu wissen, dass Leilani nie eine Tasse dampfenden, schwarzen Kaffee ablehnte.

Sie lächelte ihn dankbar an und gab die letzte Kelle Teig in die Pfanne. »Sollen wir Bex wecken oder lieber schlafen lassen?«

»Weder noch«, ertönte Rebeccas Stimme, die sich morgens immer etwas heiser anhörte. »Ihr glaubt doch nicht allen Ernstes, dass ich euch alles alleine futtern lasse.« Rebecca gähnte laut und trottete in die Küche. Obwohl sie ein viel zu großes, graues T-Shirt der University of New Orleans über einer verblichenen schwarzen

Leggings und dazu bunte Ringelsocken trug, schaffte sie es immer noch, auszusehen, als käme sie geradewegs vom Catwalk.

Rebecca war eines dieser Mädchen, die man eigentlich hassen wollte, aber nicht konnte, weil sie trotz ihres Aussehens einfach viel zu liebenswürdig waren. Neben ihrer schönen, schokoladenbraunen Haut hatte sie volle Lippen und große grüne Augen, die von dichten schwarzen Wimpern umrahmt waren. Ihre wunderschönen Locken reichten bis zu ihren Schulterblättern und erinnerten stark an Curly Sue.

Als Rebecca sich neben Tyler an den Tisch setzte, stellte Leilani den Teller mit den fertigen Pancakes darauf ab und nahm ebenfalls Platz. »Lasst es euch schmecken!«, forderte Leilani ihre Mitbewohner auf.

»Das lasse ich mir nicht zweimal sagen.« Tyler nahm sich direkt drei Pancakes vom Stapel, die er großzügig mit Ahornsirup übergoss. Leilani und Rebecca folgten seinem Beispiel. Die Freunde genossen zufrieden ihr Frühstück, während sie sich angeregt über die bevorstehende Mardi-Gras-Parade unterhielten.

Nachdem Rebecca ihre Pancakes verputzt hatte, stand sie auf. »Wir treffen uns mit Parker, Maggie und den anderen heute Mittag am Samuel Square, so verpassen wir die ›Krewes of Houmas‹ Parade nicht. Die ist wirklich cool.«

»Ich kann es kaum erwarten«, entgegnete Leilani fröhlich und räumte anschließend mit Rebecca zusammen den Tisch ab, während Tyler sich an den Abwasch machte.

»Ich schätze, ihr Mädels braucht länger, um euch in Schale zu werfen«, stichelte er.

»Als ob, du Ork«, erwiderte Rebecca empört und zog Leilani an der Hand hinter sich her. »Was ziehst du an?«, fragte sie Leilani, als sie in ihrem Zimmer angekommen waren.

»Ehrlich gesagt weiß ich gar nicht, was man heute am besten tragen sollte«, antwortete diese und setzte sich auf ihr Bett.

»Außer deiner Würde? Am besten noch irgendetwas in den typischen Mardi-Gras-Farben, also Violett, Grün oder Gold.« Sie durchwühlte Leilanis Kleiderschrank, warf ein paar Kleidungsstücke auf das Bett und stöhnte theatralisch. »Herrgott Lani, hast du denn echt nur schwarze Klamotten in deinem Schrank?«

»Sorry, Bex. Trauerphase und so. Du könntest ruhig ein bisschen verständnisvoller sein«, beschwerte sich Leilani.

»Schätzchen, wenn du so weiter machst, wirst du allein bleiben. Das sollen doch die besten Jahre unseres Lebens werden.« Rebecca atmete gespielt dramatisch tief ein und wieder aus.

»Dein Ernst?«, fragte Leilani mit hochgezogenen Augenbrauen. »Du findest doch sowieso alle Jungs blöd, die mich anbaggern. Sogar Parker, und der ist echt süß.«

»Weil sie einfach nicht gut genug für dich sind, Schätzchen. Glaub mir einfach. Und außerdem, wie schon Oscar Wilde zu sagen pflegte: Liebe niemals jemanden, der dich behandelt, als seist du gewöhnlich. Und jetzt folge mir und sei dankbar, dass deine Mitbewohnerin ein echtes New-Orleans-Mädchen ist.« Mit diesen Worten hob sie wedelnd ihren Zeigefinger in die Luft, machte auf dem Absatz kehrt und stolzierte mit einer ausladenden Hüftbewegung in Richtung Flur. »Komm schon, Lani, wäre doch gelacht, wenn wir nichts Geeignetes finden.«

»Ja, Eure Majestät, oh herrschaftliche Königin von New Orleans«, lachte diese und folgte Rebecca in ihr Zimmer.

Leilani setzte sich auf das Bett und ließ ihre Freundin einige Minuten leise vor sich hin murmelnd in ihrem Kleiderschrank wühlen, während sie ab und zu einen kritischen Blick in Leilanis Richtung warf und sie von oben bis unten beäugte. »Okay, das könnte ganz süß aussehen«, stellte Rebecca schließlich fest und warf ein kurzes, violettes Kleid und eine passende, ebenfalls violette Bluse auf das Bett. »Dazu deine schwarzen Kniestrümpfe, Lederjacke und Boots.«

»Das Kleid ist ganz schön kurz, meinst du nicht, es wäre vielleicht ...«, warf Leilani unsicher ein, aber weiter kam sie nicht.

»Papperlapapp, es ist Mardi Gras, Schätzchen!«, unterbrach ihre Freundin sie. »Da können die Röcke gar nicht kurz genug sein.« Rebecca zwinkerte verschwörerisch. »Und man weiß nie, wofür die Beinfreiheit gut ist.«

»Ist ja gut«, gab Leilani sich lachend geschlagen. »Ich werde dann mal die restlichen Sachen zusammensuchen.« Sie stapfte zurück in ihr Zimmer und stellte fest, dass ihre Freundin zuvor genau die vorgeschlagenen Kleidungsstücke auf das Bett geworfen hatte. »Perfekt«, dachte sie laut, »umso mehr Zeit bleibt für Haare und Make-up.«

Voller Vorfreude auf den Tag schlüpfte Leilani in das Outfit, heizte ihren Lockenstab auf und widmete sich währenddessen dem Make-up. Eine halbe Stunde später begutachtete sie sich skeptisch im Spiegel. Es war wirklich praktisch, dass Rebecca und sie ungefähr die gleiche Größe hatten. Leilani musste zugeben, dass ihre Freundin ein Händchen für Mode hatte, denn das Outfit stand ihr ausgesprochen gut.

Das enge violette Jerseykleid reichte bis zur Mitte ihrer Oberschenkel und schmeichelte ihren Kurven. In Kombination mit den schwarzen Kniestrümpfen wirkte es tatsächlich weniger entblößend. Leilani hatte die unteren Enden der Bluse auf Höhe des Bauchnabels zusammengeknotet und die oberen drei Knöpfe offengelassen, um ihr Dekolleté zu betonen. Die schwarzen Boots gaben einen lässigen Kontrast dazu ab und waren zudem noch ausgesprochen bequem. Ihre langen, dunkelbraunen Haare fielen in sanften Locken über ihre Schultern. Das Make-up hatte sie bewusst dezent gehalten. Ihre haselnussbraunen Augen wurden lediglich von einem fliederfarbenen Lidschatten, schwarzer Wimperntusche und Kajal betont. Dazu trug sie ein wenig Rouge und transparenten Lipgloss. Leilani hatte sich schon lange nicht

mehr so zurechtgemacht, was ihr heute Auftrieb gab. Zufrieden nickte sie ihrem Spiegelbild zu.

»Wer will Kaffee mit Schuss?«, hörte sie Tyler aus der Küche rufen.

»Das wird ein langer, feuchtfröhlicher Tag«, dachte sie schmunzelnd. »Bin dabei!«, rief sie und ging in die Küche.

»Ich auch. Gebt mir eine Sekunde«, konnte sie Rebecca aus ihrem Zimmer rufen hören.

Tyler goss ihnen frisch gebrühten Kaffee ein. Dann nahm er eine Flasche billigen Whisky vom Regal und gab in jede Tasse einen großzügigen Schuss. Er hätte mit seinem lässig aufgeknappten, dunkelgrünen Hemd, der schwarzen Bügelfaltenhose und den eleganten schwarzen Lederschuh als Barkeeper aus den Sechzigern durchgehen können. Seine nach hinten gekämmten, dunkelblonden Haare gaben ihm einen verwegenen Look.

»Fangt bloß nicht ohne mich an«, schimpfte Rebecca mit einem gespielt empörten Ton, als sie in die Küche kam. Tyler blickte zu ihr auf und starrte sie für einen Moment mit offenem Mund an, ehe er sich verlegen seiner Tasse widmete. Rebecca sah, wie nicht anders zu erwarten, hinreißend aus. Sie trug ein goldfarbenedes, hautenges Kleid, das knapp über ihren Knien endete und einen tollen Kontrast zu ihren schokoladenbraunen Beinen bot, deren Füße in violetten Chucks steckten.

Dazu trug sie eine ebenfalls violettfarbene, breite Schärpe und eine kurze Lederjacke in der gleichen Farbe. Sie hatte ein buntes Tuch in den für Mardi Gras typischen Farben um ihren Kopf gewickelt, wie eine Art offenen Turban, der ihre Ohren fast komplett verdeckte, aber ihre Lockenpracht perfekt zur Geltung brachte. Goldener Lidschatten und schwarz umrandete Augen, dazu ein knallroter Lippenstift. Sie sah aus wie eine nubische Königin. Große goldene Kreolen und ihr heißgeliebtes goldenes

Bettelarmband, ein Geschenk ihrer Grandma Tiana, rundeten das Outfit perfekt ab.

»Wow, Bex, du siehst hinreißend aus«, sagte Leilani. »Ich bin gerade ein paar Zentimeter geschrumpft, so eingeschüchtert bin ich.«

»Danke Süße«, entgegnete Rebecca, »ich kann das Kompliment nur zurückgeben. Du siehst toll aus, Lani. Du solltest viel öfter Kleider tragen. Dieser Arsch kann sich echt sehen lassen. Und etwas Farbe schadet dir ganz offensichtlich auch nicht.« Leilani freute sich über das Kompliment.

»Was bin ich für ein Glückspilz«, stellte Tyler grinsend fest, »dass ich mit den zwei hübschesten Mädchen in New Orleans zusammenwohne.«

Lachend stießen die Freunde auf eine fantastische Party an.



Als die drei schließlich am Samuel Square eintrafen, hatte sich bereits eine große Menschenmenge zusammengefunden. Es herrschte eine ausgelassene Stimmung. Viele der Anwesenden trugen raffinierte Kostüme, manche mit Masken oder farbenfrohen Perücken, sogar eine Gruppe in Elvis-Kostümen befand sich in der Menge. Die Leute lachten, tanzten, sangen und prosteten sich mit bunten Pappbechern zu, während sie aufgeregt auf die Paraden warteten.

Leilani staunte wie so oft in den letzten Wochen über das farbenfrohe New Orleans. The Big Easy, wie New Orleans oft genannt wurde, war im Grunde das ganze Jahr über sehr bunt. Viele populäre Gebäude waren ganzjährig mit farbigen Lämpchen beleuchtet und bunt dekoriert. Mardi Gras jedoch übertraf das alles. Es war noch leuchtender, noch lauter und noch verrückter, eine schillernde Partymeile, die einem keine andere Wahl ließ, als sich mitreißen zu lassen und mitzufeiern.

»Schaut mal, dahinten sind Maggie und Alison«, verkündete Rebecca, während sie in Richtung eines der zahlreichen Food-trucks zeigte. Sie nahm Leilanis Hand und zog sie hinter sich her.

Tyler folgte den beiden. »Wie cool, Alisons neue Flamme Tessa ist dabei, dann lernen wir sie auch mal kennen.«

»Hey, da seid ihr ja endlich!«, rief Maggie erfreut, »Parker und Chrissie holen gerade Getränke.«

»Und was ist mit deinem neuen Schwarm, Maggie?«, fragte Leilani. »Lernen wir ihn auch endlich kennen?«

»Ja, er ist schon mit seinen Jungs losgezogen, aber hat versprochen, uns nachher zu treffen«, antwortete sie.

»Hey Leute, was geht ab?« Ein attraktiver, dunkelhaariger junger Mann in einem lila Hoodie und schwarzer, löchriger Jeans stieß freudestrahlend zu der Gruppe, dicht gefolgt von einer hübschen, kurzhaarigen Blondine, die ebenfalls lachend die Gruppe begrüßte.

»Hey, ihr zwei!«, rief Tyler und klopfte dem Neuankömmling auf die Schulter. »Ihr wart Getränke holen, Parker?«, fügte er mit einem Blick auf die Tüte in dessen Hand hinzu. »Na dann her damit, wir sind alle noch viel zu nüchtern! Die nächste Runde geht dann aber auf mich!«

»Da nehme ich dich beim Wort, Ty«, entgegnete Parker lachend, als er eine große Flasche mit einer leuchtend grünen Flüssigkeit und Pappbecher aus der Tüte holte, »auch wenn du Hengst dafür wieder unsere süße Lani vorschicken musst.«

Leilani und Parker waren tatsächlich die Einzigen der Clique, die bereits volljährig waren. Leilani war schon einundzwanzig, sie war später als gewöhnlich eingeschult worden, da sie als Kleinkind ihre leibliche Familie an Hurrikan Katrina verloren hatte. Parker war mit vierundzwanzig der älteste von ihnen und inzwischen in seinem letzten Studienjahr.

Parker verteilte die Becher an die Gruppe und schenkte ihnen ein. »Auf uns und ein unvergessliches Mardi Gras!«, sprach er dann einen Toast aus und zwinkerte Leilani mit einem schelmischen Lächeln zu.

Seit Leilani und Parker sich vor einigen Monaten nähergekommen und auf einer Studentenparty wild herumgeknutscht hatten, flirtete er immerzu mit ihr. Sicher wäre mehr zwischen ihnen beiden passiert, wäre Rebecca nicht gewesen. Sie kannte Parker aus Kindertagen und hatte Leilani eindeutig zu verstehen gegeben, dass er ein Weiberheld und definitiv nur ein Mann für eine Nacht sei. Sie war der Meinung, Leilani würde etwas Besseres verdienen.

Leilani war es jedoch inzwischen leid, immer die gleiche Leier zu hören. Parker war wirklich süß, und sie mochte ihn. Wer wusste schon, was der Abend bringen würde ...? Und einem Typen hinterher zu schmachten, den sie womöglich nie wiedersehen würde, war mehr als nur sinnlos. Egal wie betörend seine türkisfarbenen Augen waren.

Die erste Flasche war schnell geleert, darauf folgten die zweite, dritte und sogar vierte. Die Freunde waren schon ordentlich angetrunken und in entsprechend ausgelassener Stimmung, als endlich die erste Parade mit etwas Verspätung eintraf. Diese bestand aus Dutzenden bunten Festwagen, begleitet von Blaskapellen und tanzenden Menschen in schillernden Farben. Violett, Grün und Gold überwogen dabei. Federn, Glitzer, Lack und Rüschen, soweit das Auge reichte. Verschiedene Gruppen in aufwendig gearbeiteten Kostümen marschierten mit den Festwagen mit, warfen Konfetti und Süßigkeiten in die Menge, tanzten im Gleichschritt einfache Choreografien und forderten das Publikum zum Mitmachen auf.

Eine Gruppe junger Männer in weißen Hosen hatte es Chrissie offensichtlich besonders angetan. Sie trugen goldfarbene

Perlenketten und lange Federn um den Hals sowie über ihren nackten Oberkörpern. Einige von ihnen trommelten auf verschiedenen Instrumenten, während die anderen zu dem mitreißenden Rhythmus tanzten.

»Kommt schon, Mädels, zeigen wir den Jungs mal, wie man einen Hintern bewegt.« Chrissie zog Rebecca hinter sich her, die wiederum lachend nach Leilanis Hand griff und sie zu der tanzenden Gruppe schleifte.

»Bex, ich kann das nicht, macht ihr mal!«, versuchte Leilani sich aus Rebeccas Griff zu winden.

»Nix da, du weißt schon, was wir hier in New Orleans sagen: ›Laissez le bon temps rouler!‹ Lass die guten Zeiten rollen«, konterte Rebecca.

»Okay, Widerstand zwecklos«, gab Leilani sich lachend geschlagen und ließ sich von ihrer Freundin mitziehen. Die Tanzschritte waren überraschend einfach und machten großen Spaß. Vereinzelt stießen noch ein paar weitere Tanzlustige aus dem Publikum dazu. Die Mädchen ließen sich von der mystisch angehauchten Trommelmusik treiben und liefen ein paar Minuten mit der Gruppe im Gleichschritt tanzend mit.

Leilani drehte sich mit ihren Freundinnen sorglos lachend im Kreis, bis sie aus den Augenwinkeln ein bekanntes Gesicht zu erkennen glaubte. Strahlend türkisfarbene Augen fixierten sie. Schlagartig hielt sie inne, um nach dem jungen Mann Ausschau zu halten, davon ausgehend, dass ihr alkoholisiertes Unterbewusstsein ihr wieder einen Streich gespielt hatte.

Doch das hatte es nicht!

Er stand tatsächlich lässig an einer Säule gelehnt da und schaute sie direkt an. Ihr Herz geriet ins Stolpern. Ein sanftes Lächeln umspielte seine wohlgeformten Lippen. Unbeholfen lächelte sie zurück und fragte sich, ob er sie wohlmöglich wiedererkannt hatte.

Leilani drehte sich kurz zu Rebecca um und packte sie am Arm, um ihr zu sagen, dass sie schnell jemanden begrüßen wollte. Doch als sie ihren Blick wieder in Richtung des jungen Mannes wandte, war dieser verschwunden. Sie hielt in der Menge am Straßenrand nach ihm Ausschau, aber er war wie vom Erdboden verschluckt.

»Lani, was ist?«, fragte Rebecca mit gerunzelter Stirn.

»Nichts. Ich dachte, ich hätte jemanden gesehen. Lass uns zu den anderen zurückgehen. Mein Magen könnte wirklich etwas zu essen vertragen«, entgegnete sie, um einen zwanglosen Ton bemüht, obwohl sie ein Kribbeln im ganzen Körper spürte. »Wer hat Lust auf Jambalaya?«

»Bin dabei«, entgegnete Chrissie und zeigte auf einen Essensstand in der Nähe, »dahinten habe ich eine tolle Bude gesehen mit allen möglichen kreolischen Gerichten.«

»Dann gibt's da sicher auch Creole Gumbo!«, freute sich Rebecca. Ein Grinsen trat auf ihr Gesicht. »Wer zuletzt da ist, zahlt die Rechnung!« Dann lief sie in Richtung des von Chrissie angepriesenen Standes. Leilani und Chrissie wechselten einen schnellen Blick und rannten lachend hinter ihr her.

Tatsächlich bot der farbenfroh dekorierte Stand allerhand Spezialitäten, von Jambalaya über Gambo und Königskuchen bis hin zu verschieden gefüllten Crêpes.

Leilani schickte Tyler eine Mitteilung über ihr Handy, damit er wusste, wo sie sich aufhielten. Tyler war immer sehr bemüht, auf seine beiden Mitbewohnerinnen aufzupassen, insbesondere auf Rebecca. Leilani hatte schon länger den Verdacht, dass Tyler mehr als nur freundschaftliche Gefühle für Rebecca hegte. Die Art, wie er sie ansah, wie seine Lippen sich jedes Mal zu einem verträumten Lächeln verzogen. Im Grunde war es mehr als nur ein Verdacht, sie war sich sogar sicher, dass Tyler bis über beide Ohren in ihre Freundin verknallt war. Und Rebecca musste es

genauso gehen, da sie jedes Mädchen, das sich an ihn heranzuschmeißen versuchte, förmlich mit ihren Augen erdolchte. Leilani fand, die beiden würden gut zusammenpassen. Es war ihr ein Rätsel, warum sie noch nicht als Paar zueinander gefunden hatten, wo sie sich doch gegenseitig so anschnachteten, wenn sie dachten, der andere würde es nicht mitbekommen.

Noch bevor die Freundinnen an der Reihe waren, ihr Essen zu bestellen, stieß der Rest der Gruppe, mit Ausnahme von Parker zu ihnen. Tyler legte, wie von Leilani nicht anders erwartet, besitzergreifend einen Arm um Rebeccas Schultern. »Ich hoffe, ihr habt euch nicht allzu sehr verausgabt, Mädels. Wir haben noch einen langen Tag vor uns. Parker besorgt noch einen Nachschub an Getränken und trifft sich gleich mit uns an unserem Stammlokal in der Dauphine«, erklärte er.

Ein Teil der Gruppe bestellte sich etwas Leckeres, und nachdem sie endlich alle ihr Essen bekommen hatten, machten sie sich gemeinsam auf in Richtung Dauphine Street.



Leilani erwachte mit einem vor Schmerz pochenden Kopf. Was um Himmels Willen war in dem Gesöff gewesen, das Parker zuletzt besorgt hatte? Alles drehte sich. Ihr Schädel drohte jeden Moment zu explodieren. Ihr war heiß und kalt zugleich. Übelkeit stieg in ihr auf. Instinktiv versuchte sie, tief durch den Mund einzuatmen, musste aber angeekelt würgen, da sich darin etwas befand. Dem Gefühl auf ihrer Zunge nach zu urteilen, eine Art Stoff.

Ihre Gedanken überschlugen sich.

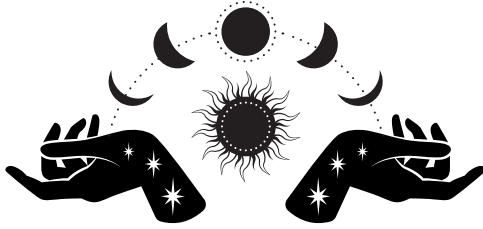
Angsterfüllt öffnete sie ihre Augen.

Da es ziemlich dunkel war, fiel es ihr schwer, zu erkennen, wo sie sich befand. An den Wänden des Raumes, der oval zu

sein schien, konnte sie in gleichmäßigen Abständen Fackeln ausmachen, die ihre Umgebung jedoch nur spärlich beleuchteten und gruselige Schatten an die Wände warfen.

Obwohl Leilani vorerst allein zu sein schien, konnte sie ein entferntes Summen wahrnehmen. Dann Stimmen, die immer wieder die gleichen Worte in einer ihr unbekanntem Sprache wiederholten. Es klang nach einem rituellen Gesang.

Wo zum Teufel war sie?



KAPITEL 3

Bei dem Versuch, sich aufzurichten, stellte Leilani entsetzt fest, dass ihre Hand- und Fußgelenke gefesselt waren. Auch ihre Körpermitte war fixiert. Ein lederner Gurt befand sich darum und unterband jegliche Bewegungsfreiheit.

Panik stieg in ihr auf. Doch es gelang ihr nicht, sich durch Schreien bemerkbar zu machen, da durch den Knebel nur ein paar erstickte Laute drangen.

Verzweifelt schnappte sie nach Luft.

Trotz ihrer Angst zwang sie sich dazu, Ruhe zu bewahren.

Ihre Arme und Beine schienen tonnenschwer auf Watte zu liegen. Mit rasendem Herzen hob sie ihren Kopf so weit wie möglich an, um an sich herabzuschauen.

Erleichtert stellte sie fest, dass sie noch vollständig bekleidet war. Gott sei Dank keine perversen Sexspielchen. Aber was dann?

Als sich ihre Augen etwas an das spärliche Licht gewöhnt hatten, drehte sie ihren Kopf, so gut es ging, in alle Richtungen, um ihre Umgebung besser wahrnehmen zu können.

Statt richtiger Fenster hatte der Raum drei kleine, runde Öffnungen, die vergittert und voller Spinnweben waren. An den Wänden befanden sich neben den Fackeln schwarze Symbole oder

Runen. Parallel zu ihr entdeckte sie eine Tür, die ebenfalls mit Schriftzeichen bemalt war, die sie noch nie zuvor gesehen hatte.

Leilani konnte nicht sehen, worauf sie lag, aber ihre Hände er-tasteten eine kalte, raue Oberfläche, die sich wie Beton anfühlte. Sie schlussfolgerte, dass es sich um einen Altar handeln musste, und war gleichzeitig erstaunt darüber, dass sie überhaupt noch rational denken konnte.

Um den Altar herum waren kreisförmig sechs, nein, sieben Säulen platziert, auf denen kupferfarbene Schalen lagen, deren Inhalt sie nicht definieren konnte. Aus einigen stieg vereinzelt Rauch auf, was den Geruch nach Weihrauch und Rosmarin erklärte.

Als die summenden Stimmen lauter wurden, hielt Leilani ver-ängstigt die Luft an. Sie vernahm Schritte, eine sich quietschend öffnende Tür, gefolgt von im Chor gemurmelten Gesängen.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Tatsächlich nahm sie jeden einzelnen Herzschlag genauer wahr als je zuvor. Bumbum, bum-bum, bumbum, stetig schneller werdend – ein ›Crescendo‹ hätte ihre opernliebende Adoptivmutter dazu gesagt. Für Leilani je-doch war es vielmehr die Gewissheit eines schrecklichen Endes.

Tränen der Verzweiflung liefen ihre Wangen hinunter. Von Panik erfüllt registrierte sie, wie sich ungefähr ein Dutzend Menschen in schwarzen Kutten mit Kapuze um sie herum im Kreis versammelten.

Mit aller Kraft versuchte sie, sich loszureißen – erfolglos.

Leilani konnte keine Gesichter ausmachen, wusste nicht, ob es sich um Frauen oder Männer handelte.

Der Gesang wurde schneller, und sie konnte die wiederkehren-den Worte in einer fremden Sprache nun deutlicher heraushören: »Papa Legba, tande mwen, vin jwenn mwen, mwen bezwen sipò ou, mwen bezwen èd ou!« Obwohl sie nicht verstand, was sie be-deuteten, war Leilani sich sicher, dass sie nichts Gutes verhießen.

Ihr beschleunigter Herzschlag machte sich in jeder Faser ihres Seins bemerkbar: in ihren Fingerspitzen, ihren Zehen und quälend in ihrer Brust.

Einem qualvollen Rauschen in ihren Ohren folgten erneute Orientierungslosigkeit und das Gefühl nachlassender Wahrnehmung. Das schwindelerregende Karussell in ihrem Kopf betäubte sie.

Aus den Augenwinkeln sah sie durch ihren Tränenschleier hindurch etwas aufblitzen – etwas Silbernes, ein Messer oder einen Dolch, der erbarmungslos auf sie hinabsauste.

Und etwas anderes, das ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ – ein vertrautes goldenes Bettelarmband.

Dann wurde alles um sie herum schwarz.



Mit einem Aufschrei erwachte Leilani aus einem beängstigenden, sehr intensiven Traum. Ihr beschleunigter Puls pochte in ihren Ohren. Sie zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub.

Erleichtert stellte sie jedoch fest, dass sie weder gefesselt noch geknebelt war. Sie atmete tief ein und aus, um sich zu beruhigen.

Was für ein verrückter Traum!

Erschöpft rieb sie sich die Augen. Es war noch dunkel, zumindest konnte sie kein Tageslicht ausmachen, lediglich einen kleinen Lichtstrahl etliche Meter von ihr entfernt. Etliche Meter? Ihr Zimmer hatte doch eher die Größe eines Schuhkartons.

Plötzlich nahm sie ganz viele Dinge auf einmal wahr.

Die harte Oberfläche, auf der sie lag, hatte weder im Entferntesten etwas mit der weichen Matratze ihres Bettes zu tun, noch konnte sie darauf die heißgeliebte Patchwork-Decke ihrer Familie ertasten. Zudem fehlten die Balkontüren, die alte hölzerne Fensterläden hatten, durch die für gewöhnlich immer etwas

Helligkeit ihren Weg in das Zimmer fand. Von den vertrauten Rissen an der Decke war auch nichts zu sehen.

»Moment mal, wo zum Teufel bin ich?«

Erschrocken richtete Leilani sich auf. Ganz eindeutig befand sie sich nicht in ihrem Zimmer.

Mit der Erkenntnis, dass sie keinen Schimmer hatte, wo sie war, stellten sich unwillkürlich die feinen Härchen in ihrem Nacken auf.

Sie versuchte, nicht in Panik zu geraten. Erstaunlicherweise gelang es ihr sogar, mehr oder weniger ruhig zu bleiben.

Allem Anschein nach war sie allein. Sobald sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, schaute sie sich um und stellte entsetzt fest, dass sie sich in dem Szenario aus ihrem verrückten Traum befand.

Mit klopfendem Herzen setzte Leilani sich auf den Rand des Altars. Ja, genau! Ein Altar! Was zur Hölle?

Um sie herum standen zwar die gleichen Säulen, aber einige davon waren mitsamt ihren kupferfarbenen Schalen zu Boden gestürzt. An den Wänden befanden sich ebenfalls merkwürdige Symbole, die Fackeln waren jedoch längst abgebrannt.

Wie war sie bloß hierhergekommen? Wo waren ihre Freunde? Leilani konnte sich beim besten Willen nicht entsinnen, was geschehen war.

Unbeholfen stieg sie vom Altar und drehte sich nervös im Kreis. Angespannt erwartete sie, dass etwas oder jemand sie anspringen würde, aber dem war nicht so. Denn außer ihr war keine Menschenseele im Raum, auch kein möglicherweise satanischer Kult in schwarzen Kutten.

»Bitte, lass das nur ein Traum sein«. Mit zusammengekniffenen Augen zwickte sie sich in den Unterarm, was eindeutig wehtat. »Verdammte Scheiße!«, fluchte sie, als sie ihre Augen wieder öffnete und feststellte, dass sie immer noch an ein und demselben Ort war.

Leilani stolperte über eine der umgefallenen Säulen und fiel zu Boden. Ein kurzes, schmerzzerfülltes Aufstöhnen entfuhr ihr, als sie sich das Knie aufschlug und es leicht zu bluten begann. Tränen brannten in ihren Augen.

»Mein Handy.« Hoffnungsvoll griff sie in die Innentasche ihrer Jacke, vergebens. »Verdamme Scheiße!« Sie atmete erneut tief ein und aus und begann, wie gewohnt, zu zählen: »Uno, Dos, Tres, Cuatro ...«

Plötzlich erschien Tyler vor ihrem geistigen Auge. Aus ihrem ersten Albtraum in der WG war sie schreiend und zitternd erwacht. Tyler war plötzlich in ihr Zimmer gestürmt, hatte sich auf ihre Bettkante gesetzt und ihre zierlichen Hände in seine genommen. Demonstrativ hatte er tief durchgeatmet und angefangen, auf Spanisch zu zählen. »Es ist alles gut. Es war nur ein Traum. Ich bin ja hier«, hatte er ihr immer wieder versichert und sie wie ein großer Bruder in den Arm genommen, bis sie sich beruhigt hatte.

Doch jetzt war niemand da, der schützend seine Arme um sie legen konnte. Und der Gedanke an Tyler brachte sie zwangsläufig dazu, auch an Rebecca zu denken, ihre Seelenschwester, wie sie sich gegenseitig immer nannten – und an ihr unverkennbares goldenes Bettelarmband, während es bedrohlich auf sie hinabsauste.

Es musste Rebecca gewesen sein, aber wo war sie jetzt und was hatte das alles zu bedeuten?

Leilani schaute hektisch an sich herunter und tastete ihren Oberkörper ab. Bis auf das soeben aufgeschlagene Knie war sie unversehrt.

»Beruhige dich, Lani«, versuchte sie, sich mit immer noch rasendem Puls selbst gut zuzureden, während sie vorsichtig aufstand, »es gibt sicher eine Erklärung dafür.«

Bestimmt hatten ihre Freunde ihr einen Streich gespielt, und es handelte sich um ein makabres Initiationsritual für

Collegefrischlinge oder etwas Ähnliches. Denkbar wäre es jedenfalls, schließlich war New Orleans bekannt dafür, eine Hochburg für okkulte und mystische Dinge zu sein. Die würden was erleben, so etwas war wirklich nicht witzig, auch nicht unter Freunden!

Immer noch angespannt schlich sie auf die Helligkeit auf der anderen Seite der offenstehenden Tür zu. Nichts und niemand hielt sie auf.

Es war immer noch still, lediglich ihre leisen Schritte waren zu hören. Die Tür führte zu einer Steintreppe. Sie musste sich zügelnd, diese nicht direkt hinauf und so in eine potenzielle Gefahr zu rennen. Obwohl es nur ein paar wenige Stufen waren, schien es eine Ewigkeit zu dauern, bis sie oben angekommen war.

Leilani schaute sich kurz um. Der Raum war leer, an den Wänden befanden sich in gleichmäßigen Abständen hübsche kleine Buntglasfenster, durch die Tageslicht hineindrang. Außerdem konnte sie beschriftete Steinplatten an den Wänden ausmachen, schenkte diesen aber keine weitere Beachtung, da ihr Blick sogleich auf eine dunkle Tür mit schmiedeeisernen Verzierungen fiel. Hastig lief sie die paar Schritte darauf zu.

Zu ihrem Erstaunen war sie unverschlossen. Das Quietschen, das diese beim Öffnen verursachte, ließ Leilani kurz zusammenzucken. Mit einem erleichterten Seufzer trat sie hinaus ins Freie, fest damit rechnend, dass ihre Freunde sie lachend empfangen würden.



Leilani musste kurz die Augen zusammenkneifen, es war heller als erwartet. Die Sonne stand hoch am Himmel. Es war heiß, regelrecht schwül. Erst jetzt fiel ihr auf, wie kühl der Raum gewesen war. Bis auf den beschleunigten Herzschlag in ihren Ohren konnte sie nichts hören. Sie war allein, niemand wartete auf sie.

Während sie ein paar Schritte auf dem lehmigen Boden ging, schaute sie sich weiter um.

Die meisten kleinen Gebäude in ihrer Umgebung waren nicht sehr hoch und überwiegend in Weiß gehalten, einzelne waren in roten Backsteinen gemauert und ziemlich alt und verwittert. Manche davon waren von einem hübschen, schmiedeeisernen Zaun umgeben, dekoriert mit bunten Perlenketten oder anderen kleinen Gegenständen. Vor einigen dieser Bauwerke standen Statuen von Engeln oder der heiligen Mutter Maria, Kreuze aus Stein oder Gusseisen sowie beschriftete Marmortafeln. Überall lagen verwelkte Blumen und längst erloschene, achtlos umgekippte Kerzen und Öllampen.

Überraschend sachlich stellte Leilani fest, dass sie sich auf einem Friedhof befand, dass es sich bei den kleinen Gebäuden um Mausoleen, Familiengrabstätten und Wandgräber handelte.

»Wo zum Teufel bist du, Lani?«, murmelte sie und ging weiter. Sie hatte noch nie einen besonders guten Orientierungssinn gehabt. Obwohl ihre Adoptiveltern sie in ihrer Kindheit zu den Pfadfindern geschickt hatten, konnte sie wirklich nicht sagen, in welche Richtung sie lief. Zudem glich dieser Friedhof einem Labyrinth, mit kleinen Wegen rechts und links. Aber sie ging weiterhin vorwärts, was unter den gegebenen Umständen sehr pfadfinderisch und mutig war, wie Leilani fand, und was sie dazu brachte, sich in Gedanken selbst auf die Schulter zu klopfen. »Du machst das super, Lani. Geh einfach weiter.«

Und genau das tat sie. Das Knirschen ihrer Schritte hatte eine beruhigende Wirkung auf sie.

In der Ferne vernahm sie ein leises Brodeln, so als würde sich ein Gewitter zusammenbrauen.

Ein paar Minuten stiefelte sie konzentriert weiter, bis sie an einem der Mausoleen Markierungen erkannte, mehrere X in Dreierfolgen hintereinander. Das kleine weiße Gebäude mit Spitzdach war

vollkommen übersät davon. Leilani hatte darüber gelesen, aber in der kurzen Zeit zurück in ihrem Geburtsort noch keine Gelegenheit gefunden, diesen berühmt-berüchtigten Ort zu besichtigen.

Es handelte sich um die letzte Ruhestätte von Marie Laveau, der bekanntesten Voodoo-Priesterin des 19. Jahrhunderts. Die Grabstätte befand sich auf dem St. Louis Cemetery No. 1, dem ältesten Friedhof in New Orleans. Er war nur einen Block vom French Quarter entfernt, ganz in der Nähe ihrer WG. Zumindest wusste sie nun, wo sie war, auch wenn sie immer noch keinerlei Erinnerung daran hatte, wie sie hierhergekommen war. Gläubige und Anhänger des Voodoo-Kultes malten hoffnungsvoll drei X an diese Grabstätte, um die Aufmerksamkeit der Verstorbenen zu erlangen und diese so zu bitten, ihnen einen Wunsch zu erfüllen.

Obwohl Leilani unter normalen Umständen nicht an solche Sachen glaubte, war ihr dieser merkwürdige Brauch im Gedächtnis geblieben.

»Ein bisschen Hilfe kann nicht schaden«, dachte sie, hob einen grauen Stein vom Boden, zeichnete damit XXX an die Wand und sprach: »Bitte hilf mir, den Weg nach Hause zu finden, Marie.«

Plötzlich spürte Leilani, wie ihre Nackenhärchen sich aufrichteten, als würde Elektrizität in der Luft liegen. Irgendwie hatte sie das Gefühl, zu wissen, in welche Richtung sie sich bewegen musste. Dorthin, wo der Himmel sich immer mehr verdunkelte und das Gewitter liegen musste.

Sie bemerkte erst, dass sie lief, als sie schlechter Luft bekam und ihre Bluse unter der Lederjacke anfang, an ihrer Haut zu kleben. Nach Atem ringend hielt sie abrupt an und drehte sich um die eigene Achse. Da!

Endlich erkannte sie eine weiße Friedhofsmauer und das bekannte schmiedeeiserne, schwarze Tor, verziert mit einem darüber befindlichen Kreuz. »Gott sei Dank!«, dachte sie und rannte erleichtert darauf zu.